

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 291.

Sonntag, 1. November.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Jrmier.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Inzwischen rollte Petersen seinem Büro zu, gab, am Ziele angekommen, dem Chauffeur ein Trinkgeld und stieg die Treppe hinauf. Er benutzte den Lift nicht gern, fühlte sich immer eingeeengt in ihm.

Auf dem Treppenabfah vor der Tür zu seinen Geschäftsräumen flossen ihm schwärzliche Wasserbäche entgegen. Es war Samstag und die Kontore wurden, wie stets nach dem Geschäftsschluss um ein Uhr, geschlossen. Vorsichtig stieg er über die kleinen Rinnale.

An der Tür stieß er mit der alten Scheuerfrau zusammen. Er prallte ein wenig entsetzt zurück, denn schön war sie nicht, wie sie da barfüßig auf Holzpanzern knochig und gelb stand mit wenigen dünnen Haarsträhnen auf dem Kopf, die in einem kleinen stacheligen Kautz zusammengeknötet waren, den triefenden Rappen in der Hand.

„Herr Jotte doch, schonst widder der Herr Petersen!“ rief sie rauh durch ihre Zahnlücken.

„Schonst widder?“ machte ihr Petersen nach, der sich oft mit der schlagfertigen Alten in ein Gespräch einließ. „Warum denn: schonst widder, Frau Höhnemann? Ich bin doch heute morgen um zehn Uhr zum letzten Male hier gewesen.“

Vor Erstaunen fiel die Alte bald ins Hochdeutsche. „Na, Se waren doch erst vor 'ner halben Stunde hier, kann auch dreiviertel Stunde gewesen sein. Ne, wo haben Se denn Ihr Gedächtnis — als ich kam, da ham' Se doch in Ihr Zimmer rumsekrant. Un ich habe ja dann ooch ganz an's andere Ende anjesangen. Ich kenne Ihnen doch, daß Se das nich leiden mögen, wenn mar Ihnen dann in die Quere kommt, wenn Se noch arbeiten. Na, und dann sind Se doch aus Ihre Stube über'n Flur nach'n Lift jeloosen — ich hab Se doch jesehen. Wenns hier ooch man dufter is un ich en Stüde weit wech war — wer solls denn sonst gewesen sind?“

Sie stemmte die Arme in die Seiten und sah ihren Chef an.

„Aber . . . ich war doch um die Zeit in Dornbach!“ rief Petersen bestürzt. Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. Er ließ die Alte stehen und raste in sein Zimmer. Die Tür des Geldschrankes war unverletzt. Hastig knöpfte er die Weste auf und riß die Schlüssel zu dem neuen Anheim, in dem er die wichtigsten Papiere und auch zuweilen spät einlaufende Geldbeträge verwahrte, heraus. Mit zitternden Händen öffnete er die schwere Tür, revidierte den Inhalt.

Das Geld, fünftausend Mark für eine zurückgezahlte Hypothek, lag unangefastet da.

Dann — ein Gedanke. Tatsächlich: Grundbuchpapiere waren gestohlen worden, darunter die von Dornbach! Die ganzen Akten, die er für den notariellen Kaufakt brauchte. Was war das nur auf einmal mit Dornbach? Erst die Drohung an Herrn Sanders, dann Rückmanns Verschwinden und nun wieder das? . . .

Als er sich etwas von seinem Erstaunen erholt hatte, suchte er weiter. Nein, das war wirklich das einzige, was fehlte. Er überdachte den Vorfall. Nur er hatte doch die Schlüssel zum Schrank . . . also gab es jemand, der Nachschlüssel besaß — und . . . der Jemand war wohl gar in seiner Maske dagewesen . . . nach den Worten der Frau Höhnemann zu schließen.

Da donnerte es an seine Tür. „Hier is 'ne Frau!“ rief die Stimme der Frau Höhnemann.

„Gleich!“ rief er ärgerlich zurück und schloß den Schrank ab.

„Der is heute ooch nicht der Beste“, hörte er dabei Frau Höhnemann draußen zu der Wartenden sagen.

Sie war in großer Aufregung.

„Ach, Herr Petersen — Sie sind doch Herr Petersen? Ich bin die Wirtin von Herrn Rückmann — ich war heute vormittag fort und als ich nach Hause komme, vor 'ner halben Stunde, da ist in Herrn Rückmanns Zimmer eingebrochen worden. Alles durchwühlt und durchwühlt. Ach, ich arme Frau! Herr Rückmann hat hier ja keinen Menschen, deshalb komme ich zu Ihnen. Ich weiß mir ja nicht mehr zu helfen — ach, und der arme Herr Rückmann — und das blutige Rad . . . es ist ja zu furchtbar!“ . . .

„Was ist denn das nun wieder?“ fragte Petersen, der die neueste Zeitung noch nicht gelesen hatte.

Er ließ sich berichten und schickte die Frau wieder nach Hause.

„Beruhigen Sie sich nur, ich komme nachher zu Ihnen. Sagen Sie jetzt gleich auf der Polizei Bescheid.“

Die Frau schluchzte auf, als sie das Wort „Polizei“ hörte, ging dann aber ab.

Petersen rief Herrn Sanders in der „Goldenen Traube“ an. Eine Stimme in sehr gebrochenem Deutsch antwortete ihm.

Er entnahm den mühsamen Worten, daß es der Diener Ardjuno war.

„Kann ich nicht Herrn Sanders selbst sprechen?“

„Herr Sanders — sehr krank.“

„Krank?“ rief er bestürzt. „Ich war aber doch eben noch mit ihm zusammen.“

„Plötzlich sehr krank“, war die Antwort.

„Um Himmelswillen — nun ich schreibe.“

„Danke. Schluß.“

Als er am Abend nach dem Essen mit seiner Frau auf dem Sofa saß, läutete die Hausglocke. Das Mädchen ging die paar Schritte aus der Parterrewohnung herab zur Haustür. Man hörte durch die offen gebliebene Entree eine Männerstimme zu dem öffnenden Mädchen sprechen.

Erstaunt sah sich das Ehepaar an.

„Um dreiviertelzehn Uhr noch Besuch?“ sagte Petersen, wenig erbaut.

Das Mädchen trat ins Zimmer, ein nicht sehr umfangreiches, verschnürtes Paket in der Hand.

„Von einem Dienstmann abgegeben“, sagte sie.

„Wer schickt es?“

„Der Dienstmann sagte nur: Für Herrn Petersen — und verschwand wieder, ehe ich danach fragen konnte.“

Der alte Mann betrachtete das Paket, suchte nach der Aufschrift. — Es stand keine darauf. Seine Frau wurde ungeduldig. Mit raschem Schnitt ihrer Stiefel zertrennte sie den Bindfaden, riß das graue Packpapier auseinander. Es lagen darin: die gestohlenen Grundstücks-papiere — oben auf die von Dornbach.

„Hm — etwas kompliziert“, sagte Rechtsanwalt Hertrich und stützte das breite, energische Kinn nachdenklich in die Hand, während er mit seinem Riesenblei unablässig geometrische Figuren auf die vor ihm liegende Schreibunterlage malte, wie er es zu tun pflegte, wenn irgend etwas sein Interesse stark in Anspruch nahm. Es war ein großer, hagerer Mann mit schmalen, intelligentem Kopf, trocken wie der eines Vollblutpferdes. Er war schon ein Fünfziger, aber man sah es ihm nicht an, denn seine trainierte Gestalt war elastisch, wie nur je die eines jungen Mannes sein konnte. Ob die Haare grau oder blond waren, konnte man nicht unterscheiden, denn er hatte nicht mehr viel. Über der hohen, gefurchten Stirn auf dem mächtig ausholenden Schädel spiegelte eine Glaze. Und was an Haaren an den Schläfen noch vorhanden war, war millimeterkurz gelblich. Aus seinem bartlosen Gesicht blickten ein paar hellgraue Augen durchdringend auf den Besucher.

Sanders sah seinem Schreibtisch gegenüber und hatte Joeben die Erzählung alles dessen, was er in den letzten Wochen erlebt, beendet. Ein langer Schlaf hatte für seine bärenstarke Natur genügt, den gestrigen Zusammenbruch zu überwinden. Er war zu der Überzeugung gekommen, daß er einen starken Helfer doch recht gut gebrauchen könne. Kurz entschlossen hatte er den Rechtsanwalt aufgesucht. Und nun sah er da und wartete auf dessen Entscheidung.

Eine Pause entstand, während der sich Sanders distret im Arbeitszimmer des Rechtsanwalts umjah. Es war mit gediegenen, wichtigen Möbeln eingerichtet. Kostbare Bronzen standen hier und da. An den Wänden hingen einige wertvolle alte Niederländer. Der Raum machte eher den Eindruck, als wäre er das Studio eines Kunstgelehrten, statt der ureigensten Behausung eines erfolgreichen Rechtsgelehrten, der als Sport — oder war es gesteigertes Rechtsgefühl? — die Menschenjagd betrieb.

„Es ist eine Sache, wie ich sie liebe“, sagte endlich Hertrich und beendete mit einem Schnörkel seine Zeichnungen. „Ihnen, Herr Sanders, liegt daran, ohne Aufsehen die mysteriösen Ereignisse aufzuklären — gut, ich befaße mich nur mit Fällen, wo das die Voraussetzung ist. Es ist nicht unmöglich, daß angelegene Persönlichkeiten in unangenehmer Weise mit hinein verwickelt sind. — Sie wünschen aber, deren Kompromittierung vor der Öffentlichkeit unter allen Umständen zu vermeiden. Ganz meine Ansicht! In Zeiten, wie der unseren, wo die sozialen Gegensätze so zusammenprallen, sollen die Stände zusammenhalten. Man kann Gentlemen auch anders, nicht weniger hart — strafen, statt ihnen auf der Anklagebank den Prozeß zu machen und die Gerechtigkeit wird dadurch ja gar nicht einmal verletzt, denn — wo kein Ankläger, da kein Richter! Wenn der Geschädigte also keine gerichtliche Verfolgung wünscht — warum soll man päpstlicher als der Papst sein?“

Er streckte die Hand über die Schreibtischplatte hinüber, seine erst sehr kühle und zurückhaltende Art hatte einem gewissen sympathischen Verstehen Platz gemacht: „Wir scheinen die Welt vom gleichen Standpunkt aus zu betrachten: dem des tatkräftigen Herrenmenschen.“

Dann wurde er wieder rein sachlich: „Nun gut, ich übernehme Ihren Fall. Er interessiert mich.“

Sanders fühlte zu seinem Erstaunen, daß ihm auf einmal viel leichter auf der Brust wurde — ihn, der so viel Gefahren schon allein die Stirn geboten hatte, der Abenteuer gesucht hatte, wo er sie hatte finden können.

Aber jetzt hier und in der letzten Zeit in Indien . . . er allein in ein geheimnisvolles Netz verstrickt . . . und nicht einmal zu wissen, woher die Gefahr kam. —

„Ich will rekapitulieren“, ließ sich wieder die klare, überraschend hohe Stimme vernehmen, die ahnen ließ, daß sie gewohnt war, nie den logischen Zusammenhang zu verlieren — Gedankenfäden zu zerfasern, bis der Kern deutlich vor Augen lag.

„Da ist Professor Landolf — ein undurchsichtiger . . . ja . . . unschöner Charakter. Maßlos jähzornig und

empfindlich. Der auch mir bekannte Auftritt mit seinem Bruder besagt genug. Mit Ihnen in Konflikt geraten — gewisse Verdachtsmomente und Unstimmigkeiten vorhanden.“

Dann: der budlige Zeitungsverkäufer. — „Sie haben die Zeitung mitgebracht, ja? . . . Danke.“

Sanders hatte das Blatt auf den Schreibtisch gelegt. „Achtundzwanzig — vier — groß genug steht es da“, meinte der Rechtsanwalt. „Es könnte natürlich auch ein Zufall sein. Nun, ich halte die Mittagszeitung nicht — die Stelle, an der es steht, ist seltsam . . . So mitten im Text — es könnte sonst ebenfalls eine Reklame sein.“

Er hatte auf einen Klingelknopf gedrückt. Ein kleiner, dunkelgrün livrierter Groom erschien.

„Frik, holen Sie doch vom Zeitungskiosk an der Ecke die gestrige Ausgabe der Mittagszeitung.“

„Jawohl, Herr Rechtsanwalt.“

„Von diesen beiden“, fuhr er fort, als der Junge wieder verschwunden war, „könnten wir uns immerhin vorstellen, daß sie handelnd in unserer Sache aufgetreten sind.“

„Die alte Bettlerin in der Passage?“ warf Sanders ein.

„Sie ist eine schreckliche, alte Megäre“, lachte Hertrich auf. „Ich weiß. Aber daß ihre Augen Ihnen nicht gefallen, ist schließlich noch kein Verdachtsmoment. Immerhin — vielleicht ist's eine Art Ahnung von Ihnen. Ich verlange nämlich so etwas nicht. Ahnungen haben sich in meiner Praxis schon manchmal als begründet herausgestellt. Wir können sie ja wenigstens im Auge behalten.“

Und dann — ja, dann kommen wir ans Raten . . . kommen wir zu unbekannten Größen.

Also: der Mann im Boot — der am Telephon. Ist das vielleicht ein und derselbe? — Aber keine Kombination. Die erschweren es erfahrungsgemäß, das Richtige zu finden“, unterbrach er sich und benutzte die Gedankenpause, seinem Klienten eine Zigarre anzubieten.

„Es denkt sich besser dabei.“

Dann zählte er weiter auf: „Der Prokurist Rückmann — scheint selbst als Opfer hinein verstrickt“, kommentierte er sich selbst.

„Petersen — halte ich für unmöglich. Sein Büro will ich überwachen lassen. Der Einbruch dort und in des Prokuristen Wohnung“, — Sanders hatte Petersens Brief mit diesen Mitteilungen gerade vor seinem Gange zu Hertrich bekommen — „dann Dornbach selbst, und das ganz große X in unserer Rechnung: 28 — 4. — Ein toter Mann war bisher noch nie mein Gegner. Sollte unser Kampf wirklich gegen okkulte indische Kräfte gehen, von denen wir ja nicht viel Ahnung haben?“ . . . Er schüttelte den Kopf.

Es klopfte. Der kleine Diener war es mit der Zeitung.

„Es ist gut, Frik.“

Schnell schlug Hertrich die ominöse Stelle auf — Sanders war hinter ihn getreten — und verglich sie mit der in der schon vor ihm liegenden Zeitung.

(Fortsetzung folgt.)

Allerseelen.

Die Luft durchschwirrt ein weiler Blätterregen,
Der auf die Gräber sinkt als gold'nes Tuch —
Es liegt heut über allen Friedhofswegen
Von weißer Astersprache ein herber Ruch.

So traurig stimmt dies letzte Duftverströmen,
Durchtränkt vom Odem der Vergänglichkeit —
Dies ewig neue Lied vom Abschiednehmen,
Von weither Schönheit, die dem Tod geweiht.

Doch in dies Bild von bangem Todesahn
Nicht tröstend sich der Kerzen Widerschein.
Als wollten die unzähligen Lichterfahnen
Ein Gruß von dem Triumph des Lebens sein.

Als wollten sie all denen, die uns fehlen,
Hinunter leuchten in die Grabesnacht —
Das ist der tiefe Sinn von Allerseelen,
Daß überm Tod die ew'ge Liebe wacht!

Ellen Wagner.

„Allerseelenfahrt.“

Von Erica Grupe-Börcher.

Der Ostasiendampfer legt in dem prächtigen Riesen-
hafen von Manila an. Es sind zahlreiche Passagiere, die
nicht die Fahrt nach China und Japan fortsetzen, sondern
hier in der bedeutenden Handelsmetropole der Philippinen-
Inseln an Land gehen. Unter den lebhaften Abschieds-
grüßen und dem Begrüßwerden wirkt eine stille, schweig-
same Dame wie eine einsame Insel. Schon auf der fünf-
wöchigen Herreise ist sie, bei aller Liebenswürdigkeit und Er-
füllen äußerer vornehmer Gepflogenheiten, durch ihre
Schweigsamkeit, gleichsam ihre Verträumtheit aufgefallen.
Sie träumt von Erinnerungen, gerade jetzt, wo sie wieder
lebhaft an die Seereise zurückdenkt, die sie vor Jahren an der
Seite ihres Gatten in umgekehrter Richtung zur deutschen
Heimat gemacht.

Ja, damals als sie beide unter dem frischen, fürchter-
lichen Schmerz standen, als sie ihr einziges Kind, ihr vier-
jähriges Töchterchen, als Opfer des Tropenklimas in Manila
verloren und nur ein kleines Grab drüben zurückgelassen.

Klimmernd tanzen die Sonnenstrahlen über dem Meer-
busen von Manila, als nun eine Barke die Reisenden an
Land bringt. Am Ufer ragen in immergrüner Majestät die
Palmen. An den saftigen Ufern des Pasigstromes weidet
das Vieh, an den hohen Baumwollbäumen in den Gärten
und Plantagen hängen gleich silbernen Strähnen die
Pflanzenfasern herab, rings ewiger Sommer, und dabei ist
heute Allerseelentag, und daheim in der Heimat ziehen sie
im düstern nebeligen Novembertag mit Blumen und Kränzen
zu den Gräbern der Lieben. Auch sie befindet sich jetzt auf
einem solchen Wege. Es ist ein bedeutsamer Tag in ihrem
Leben. Zahlrelang hat sie es als unerrückbares Ziel vor
sich gesehen, noch einmal in ihrem Leben zum Grab des ge-
liebten Kindes pilgern zu dürfen! Ihr Dasein ist auf dieses
Ziel eingestelltes gewesen, seitdem ihr Gatte im Weltkrieg ge-
fallen und sie oft sein Grab hat schmücken können.

In dem überwundenen Schmerz um den Verlust des
einzigsten Kindes, in der unverheilten Wunde ist die Trauer,
daß niemand mehr drüben das Grab des kleinen Schläfers
ziert und pflegt, noch die angstvolle Frage gekommen: ob das
Grab überhaupt noch vorhanden ist? Bekannt, die nach
ihnen Manila verlassen, haben ihr berichtet, daß in zwischen
Eingeborenen und Spaniern ausgebrochenen Kämpfen die
Eingeborenen gerade auf dem Europäerfriedhof ihre Kanonen
eingegraben haben, weil seine etwas außerhalb der Stadt
befindliche und erhöhte Lage ihnen so die Beschließung der
Stadt ermöglichte. Wenn nun rohe Häute den kleinen
Sarg, die lieben, sterblichen Überreste, profan aus ihrer Ruhe
gerissen?

Vieles hat sich in der Stadt, seitdem die Amerikaner
hier Herren sind, geändert. Kaum ein ihr bekanntes
Firmenschild an den Straßen. Längst sind auch ihre Freunde
und Bekannte zur deutschen Heimat zurückgezogen, bei dem
hier in den Tropen üblichen Kommen und Gehen. Nur manch
ihr bekannter, vertrauter Name tritt vor ihr Auge, als sie
draußen auf dem Friedhof, nachdem sie das Mietauto ver-
lassen, durch die Reihen geht. Mancher ist hier geblieben
und sah die Heimat nicht wieder. Zum erstenmal, seit sie
wieder den Boden dieses Landes betrat, geht etwas wie
leises Heimatsgefühl durch ihr Herz, als sie durch die ver-
einigten, verwachsenen Wege dieses vergessenen Friedhofs
geht. Es ist wie in der deutschen Heimat: Marmorkreuze
mit goldenen Namen von Landsleuten und Bibelversen,
nichts von der seelenlosen Art der spanischen Friedhöfe, in
denen sich rings steinerne Nischenstränke ziehen und in
deren Nischen übereinander die Särge geschoben und dann
vermauert werden. Nichts von der bizarren Anlage der
chinesischen Friedhöfe mit den hufelformigen Gräbern.

Lebhafter denn je wachen die Stunden wieder auf, in
denen sie damals hier zum erstenmal ging, und sie ihr
kleines Glück begruben. War es nicht nur eine zu kurze
Spanne Zeit gewesen, vier kurze Jahre, die ihnen das Kind
gegönnt gewesen? Die schönen, blauen, großen Kinder-
augen, die blonden Locken, die feine, weiße Haut, ach, und
das liebe Mündchen mit seinem Plaudern —! Das Glück
seiner Eltern, der Abgott der eingeborenen Dienerschaft, die
es stets „das weiße Mädchen“ nannten, war es geworden.
Bis die Cholera, die im dichtbevölkerten, schmutzigen
Chinesenviertel der Stadt umging und würgte, auch plötzlich
auf ihr Haus übersprang, vielleicht durch die eingeborene
Dienerschaft übertragen, und das Kind in wenigen Stunden
stark und wie eine weiße, stille Rose in seinen Kissen lag!

In die deutsche Fahne eingeschlagen, hat man den kleinen
Sarg hier damals in die Erde gesenkt. — Ihr Fuß stockt, ja,
dort am Ende des Weges ist das Grab. Es ist völlig unver-
seht! Es wirkt noch immer so schön, so traurig, so stim-

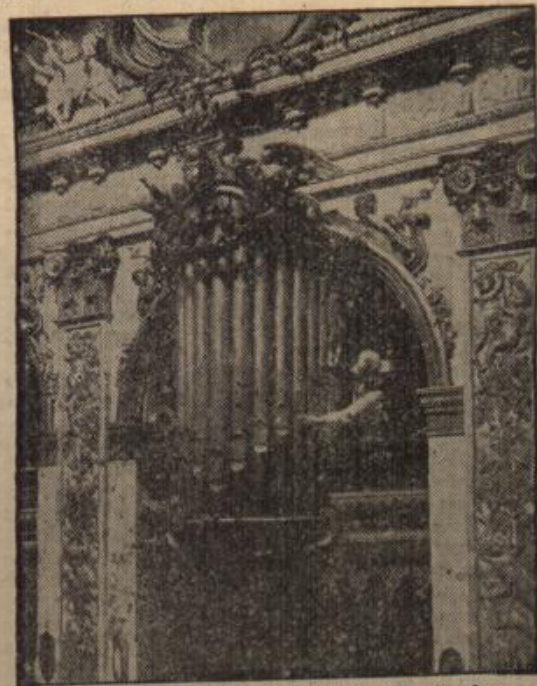
mungsvoll, wie damals. Auf einer großen schwarzen Mar-
morplatte ruht, aus weißem Marmor gehauen, eine einzige
schöne, weiße, stille Rose.

Das Symbol ihres Lieblings! Sie läßt sich auf die da-
neben befindliche, teilweise abgebrochene Mauer nieder.
Eine nie gekannte Ruhe und Ergebenheit senkt sich über ihr
Herz, da es ihr vergönnt ist, noch einmal hier zurückkehren
zu dürfen. Morgen wird sie wieder herkommen und die
verwilderte Umgebung des kleinen Grabes ordnen lassen,
wird wieder Blumen und immergrüne Gewächse die schwarze
Marmorplatte umrahmen lassen und das niedrige einfrie-
dende Gitter ausbessern. Einmal noch hat sie in ihrem
Leben das Grab schmücken dürfen! Und wenn sie wieder zur
Heimat zurückzieht, und wieder das kleine Grab einsam
liegt, wird — nach wie vor die Palme in majestätischer
Ruhe am Kopfende des Grabes Wacht halten, die sie einst
hier gepflanzt und die nun zu einem wundervollen Schmuck
hoch emporgewachsen ist.

Aus der Ferne von der Stadt herauf trägt der Wind
Glodenklänge. Dazwischen Gesang und Orgelweise. In
einer, noch von den Spaniern erbauten sehr alten Kirche,
wird die Messe zu Allerseelen abgehalten. Und ergriffen
sieht die einsam gewordene Frau mit dem vorzeitig ge-
bleichten Haare hier auf dem vergessenen Heimatsfriedhof der
Deutschen, durchweht von Kummer und Dank zugleich, daß
sie den Weg ihrer jahrelangen Sehnsucht hierher um den
halben Erdball fand, und das Grab ihres Kindes an diesem
Allerseelentag nicht einsam und verlassen blieb!

Friedrich der Große und seine Musikanten.

Charlottenburg 1747. Der Sieger von Hohenfriedberg
verlebte vielleicht die glücklichsten Tage seines Lebens. Er
selbst hatte sich nach dem zweiten schlesischen Krieg glücklich
aus den Kriegsverwicklungen mit Maria Theresia herausge-
zogen, Schlesiens und die Grafschaft Glatz waren ihm zum
zweitenmal gesichert, die Kaiserin-Königin kämpfte immer
noch um die Erbfolge.



Die Lieblingsorgel Friedrichs des Großen
in der Cosander-Kapelle des Charlottenburger
Schlosses, die kürzlich renoviert wurde. Johann
Sebastian Bach soll dem alten König darauf vor-
gespielt haben.

Der König, Mitte fünfunddreißig, von Kriegermühe
überstrahlt, hatte schon neben dem Windmühlberg von
Potsdam das Schloßchen gebaut, wo er einstmal ohne Sorge,
sans souci, zu leben hoffte. Von dort her war er gekommen,
nach dem Schloß Charlottenburg, das der Großvater für die
Kurfürstin Sophie Charlotte durch Schlüter hatte erbauen
lassen. Hier in der Kapelle mit der schönen Orgel hat ihm
der größte Orgelspieler vormußigt: Johann Sebastian Bach.
Der König behandelte den alten Bach nicht nur mit
Auszeichnung, sondern mehr noch mit der persönlichen

Wärme, die er dem Vater seines Kammermusikers Karl Philipp Emanuel Bach um so herzlicher entgegenbrachte, weil er dem Sohn schon von der Kronprinzenzeit seit den glücklichen Ruppiner Tagen 1738 eng verbunden war. Im Verein mit Friedrichs Lehrer, des Flötenspielers Quanz, sowie mit Fusch und Benda pflegte der junge König in den glücklichen Friedenszeiten allabendlich im Musikzimmer seines Gartenschlosses in Potsdam zu musizieren. Wir kennen diesen Musiksaal von dem herrlichen Gemälde Menzels, das ein friderizianisches Flötenkonzert darstellt. Die getäfelten Wände sind prunkvoll ausgeschmückt mit den à la rocaille gerahmten Panneaux des Franzosen Pesne, schweren Türvorhängen und mächtigen Spiegeln, die hinausstreichen bis zu der schönen Saaldecke, auf deren weißen Grund sich ein zartes Spinnengewebe von Gold abhebt. Friedrich steht am Notenpult, flötenspielend, und neben ihm am Spinett sitzt der junge Bach, zum König aufschauend, auf den Einsatz wartend. Die geliebte Schwester, Markgräfin von Bayreuth, und die Prinzessin Amalie lauschen auf das ihnen zu Ehren veranstaltete Konzert, eine Komposition des Flötenisten Quanz.

Das war an diesem glücklichen ersten Maienitag des Jahres 1747 in dem eben vollendeten Sanssouci.

Ein anderes Bild 1763. Der Sieger von Rossbach und Leuthen, der nach sieben schweren Kriegsjahren gebeugt von Arbeit, Sorge und Krankheit in seine Hauptstadt einzieht und dann wieder durch den Tierpark im Westen der Stadt hinausreitet nach dem Schloß zu Charlottenburg, wo er einst den alten Johann Sebastian Bach so wunderbar Choräle und Kantaten hatte musizieren hören. Der junge Bach, der eigentlich Pianist ist, sitzt diesmal oben vor den Registern. Noch mehr beugt sich der von der Gicht gekrümmte Körper im Lehnstuhl zusammen. Aber der mächtige Geist des Helden schwebt mit den Orgelsklangen, die so herb, fast etwas trocken, aber mit inbrünstiger Kraft den Choral ausströmen: „Nun danket alle Gott . . .“

Glockenlegende.

Von Erich A. Schmidt.

Der letzte Ausbruch des Aetna verknüpft sich in der Erinnerung für die ehemaligen Bewohner des nun begrabenen Dorfes Mascali mit einer Begebenheit, die sie trotz des hereinbrechenden Unglücks aufhören und für eine Weile das eigene leidvolle Schicksal vergessen ließ.

Als die Nacht vergangen war, in der niemand schlief, weil die lodgenden Feuermassen des Vulkans rotdrohend zum Himmel emporstiegen, war die Luft erfüllt vom grauen Staub des Aschenregens, der das Licht der Sonne trübte und sich auf Häuser und Straßen niedersenkte. Aus dampfverhüllten Löchern, die ins Innere der Erde wie in teuflische Essen führten, trock der zähe graue, quirlende Schleim der Lava, der sich anfangs flaute, als wüßte er noch nicht, wohin sein vernichtender Weg ihn führen sollte, bis er zu diesem hohen Strom sich zusammenschloß, der unaufhaltbar gegen die Siedlungen der Menschen in der Tiefe vorwärtsdrang.

Auf den Gassen und Plätzen von Mascali erhob sich ein Klagen, als die Bewohner sahen, daß das vernichtende Element geradezu wegs die Richtung auf das Dorf ihrer Väter nahm, breiter und höher ward, wie die Lavine, abwärtsrollend, die Wucht ihres tödlichen Falles ständig vergrößernd. Noch glaubten viele, daß ein Wunder möglich sei wie in früheren Tagen, von denen die Sagen berichten; daß der Strom der Lava seitlich fließe oder sich in zwei Arme teile, die die Ortschaft wie eine Stätte von Erwählten umschließen. Die Priester zogen mit goldenen Monstranzen, Heiligenbildern und Kirchenfahnen dem feurigen Verhängnis entgegen, ihr Gesang ertönte beschwörend durch die schwangere Stille, viele wanderten mit ihnen, indem sie laut die Madonna um Hilfe riefen, und wo der Zug vorüberkam, warfen Männer, Frauen und Kinder sich betend und schluchzend in die Knie.

Aber schon sahen sie, wie der gewaltige Strom die Gärten über dem Dorf mit seinen dunkel rauchenden Massen bedeckte — die Orangen und Oliven, deren Blätter und Früchte sich in der Blut verkrümmten, ehe sie für immer in der zähen, vorwärts-friedenden Welle der Lava versanken.

Sie drehten um, als sie wußten, daß keine Rettung mehr möglich war, als sie die ferne Glatte schon wie einen vernichtenden Hauch auf Wangen und Händen fühlten. Sie taten wie die anderen, die schreiend und irr sich mit ihrer langen Habe beluden, ihr Vieh zusammentrieben, und vor Karren und Maultier besaß, der warf den Hausrat der Väter wahllos auf die Planen, um mit dem Leben das Allernotwendigste zu retten, wenn der Untergang des Hauses von Gott beschloffen war.

Die Priester kamen, mit Reliquien und Heiligtümern, Reliken und wunderthätigen Bildern, Gebete murrend und ver-

stört, aus dem Innern der Kirche; nicht anders als die andern suchten sie das Wertvollste unter der Habe des Höchsten dem schrecklichen Verhängnis zu entreißen. Und während alle, verwirrt und eilig, in alter Gewohnheit Stirn und Brust mit dem Zeichen des Kreuzes bedeckten, liefen die Diener Gottes leuchtend dem Ausgang des Dorfes entgegen, um ihre kostbare Bürde zu ungefährteten Bezirken zu tragen.

Schon war die Ortschaft vom glühenden Atem der näherbringenden Lava erfüllt, die, höher als alle Gebäude, in breiter Front rauchend abwärts quoll, auf den verlassen Straßen lag haufenweis zerbrochenes Gerät, der Inhalt verödeteter Wohnungen schien sich durch offene Fenster und Türen bis über die Schwellen zu ergießen, als die gewaltigen dunklen Massen sich gegen die obersten Häuser des Dorfes preßten und ihre Mauern wie Kinderwerk, aus weicher Pappe gefügt, zermalnten und unter sich begruben.

Wo ehemals die Straße, winklig und aufwärts gestuft, in die Höhe führte, da erschien nun die Lava wie ein riesiger schwarzer Geist der Vernichtung, der dampfsteigend niedertrat, was ihm entgegenstand — die Straße selbst, die Häuser ringsum verschwanden wie Schemen; statt dessen stieg, wie eine Ausgeburt der Hölle, ein dunkler, vernichtender Wall in die Tiefe.

Nun drängte er seinem höchsten Hindernis entgegen, der Kirche, die noch ragend sich über die Dächer der Häuser erhob. Viele von denen, die unterhalb des Ortes dem schwarzen Schicksal entflohen, blieben stehen und sahen zurück. Die Priester legten die Heiligtümer zur Erde, um betend die Hände zu erheben, als könnten sie noch jezt das Gotteshaus vom Untergang bewahren; die in der Nähe weilten, knieten nieder und senkten demütig die Stirn, erfüllt noch immer von dem Gedanken an ein Wunder, wie aus frühen Zeiten die Sagen der Väter es berichteten.

Aber die unerbittliche Gewalt des Elements machte auch vor dem Hause Gottes nicht halt, sie brückte seine hinteren Wände ein, genau so wie Mauern ungeweihter Menschenstätten — sie hob den Kirchturm von seinem alten Fundament und — trug ihn davon.

In diesem Augenblick aber blickten alle auf, die Priester ebenso wie die Bauern, ihre Gesichter schienen sich verzückt und andachtsvoll zu verklären, denn die alte Glode, vorwärtsgetragen, begann mit einem Male zu erklingen, nicht laut und heftig, als wenn sie, wie Geschlechter lang, zur Messe tiefe, sondern wehmütig und mit ersterbendem Ton, wie einer, der zum letzten Male seine Stimme erhebt

Alle, die noch nahe genug waren, um den Abschiedsgefang ihrer alten Glode zu vernehmen, schlugen das Kreuz vor die Brust und vergaßen ihr Unglück, weil der tönende Mund des Metalls noch einmal ihnen im Untergang ein Wunder Gottes kündete — ehe auch Turm und Glode im schwarzen Maul der alles verschlingenden Lava versanken.

Die Vogelscheuche.

Von J. Kalnoti.

In der Nachbarschaft des Katurusfeldes promenierte auf dem Korso die bide Rebhuhn mama mit ihrer ledigen Rebhuhntochter. Die Mama latscht ein wenig breitspurig einher und blickt ernst vor sich hin, das Fräulein trippelt fröhlich neben ihr und liebäugelt mit den Rebhuhnjünglingen. Plötzlich spricht das Fräulein: „Mutti, bitte, spazieren wir nicht immer auf diesem dummen Korso, wo man stets nur dieselben Gesichter sieht. Gehen wir einmal dort hinüber. Das Feld dort ist viel schöner und sicherlich werden wir dort auch eine angenehmere Gesellschaft vorfinden.“

„Dorthin können wir nicht gehen, Kind, und dort wirst du auch keinerlei Gesellschaft antreffen. Dort kann man nicht promenieren. Siehst du nicht jene Vogelscheuche dort?“

Das Rebhuhnfräulein lacht hell auf:

„Aber Mutti, solltest denn auch du noch diesen alten Grundsätzen huldigen? Das ist in der heutigen fortgeschrittenen Zeit wirklich lachhaft. Als wüßte ich nicht, daß die Vogelscheuche ein aus alten Lumpen zusammengefügtes Zeug ist, ausgestopft mit Hans und Stroh. Das Gewehr in der Hand dürfte aber wohl irgendein alter Besenstiel sein.“

Die Mama erwidert ärgerlich:

„Das erzählst du mir, du kleiner Raseweis, du? Von mir hast du es doch erfahren. Aber weißt du, uns ergeht es mit der Vogelscheuche so, wie den Menschen mit der Moral. Wir gehen einer Vogelscheuche nicht darum aus dem Wege, als würden wir uns vor ihr fürchten. Sondern darum, damit man uns glaube, wir fürchten uns vor ihr. Es ist nötig, daß wir die Menschen glauben machen, wir zittern vor ihrem Bauwau, sonst würden sie einen Wächter mit einem wirklichen Gewehr hinstellen.“

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Rezei.)